



Schweizerische
Gesellschaft für Geschichte
Société suisse d'histoire
Società svizzera di storia
Societad svizra d'istorgia

Schweizerische
Zeitschrift
für Geschichte

Revue Suisse
d'Histoire

Rivista Storica
Svizzera

Vol. 59 | 2009

**Sonderdruck
Tiré à part**



Schwabe Verlag Basel

Frage, inwieweit der auf den folgenden Seiten greifbare Anspruch, beispielhaft oder zumindest einzigartig zu sein, nicht ein Erbe der offiziellen schweizerischen Nationalgeschichte darstellt. Anders gesagt: Wenn wir ein Problem haben mit der Schweizer Geschichte, so ist es begrenzt. Zwar gibt es weitere berechnete Vorbehalte dagegen, Ereignisse, Prozesse und Strukturen in einem rein helvetischen Rahmen aufzuarbeiten oder zu vermitteln. Doch zugleich scheint die grundlegende Botschaft, die diesen Kenntnissen zugrunde liegt, in den meisten Köpfen verankert geblieben zu sein. Nach wie vor besteht das Problem der Nationalgeschichte letztlich wohl darin, dass ihre ursprüngliche und eigentliche Funktion – die Verkündigung des schweizerischen Sonderfalls – allzu sehr verinnerlicht worden ist.

Die ewige Eidgenossenschaft

(Wie) Ist im 21. Jahrhundert Nationalgeschichte noch schreibbar?

Thomas Maissen

Summary

The master narratives of Swiss historiography need to be revised in accordance with the world that has changed a lot since 1989. In the last two decades, however, research efforts have focussed on the story of the cantons. A veritable competition between cantons has provoked respectable Swiss contributions to the international scientific community. Although this is most welcome, there are considerable risks if national history is neglected because considered to be outdated for reasons both political and methodological. The general public and especially pupils are left over to those political groups that don't hesitate to use a very traditional image of Swiss history for their own purposes. A new history of Switzerland must take into consideration such political challenges. It must describe the country's past within a comparative European perspective; by telling stories and not only one story, it will not reduce contradictory phenomena into a teleological narration; and finally it must replace Swiss essentialism while still analysing the long-lasting commemorative and historiographical discourse that has constructed and still constructs Switzerland.

In seinem Beitrag zum vorliegenden Themenheft meint Georg Kreis, es sei eine typisch schweizerische Frage, ob Nationalgeschichte im 21. Jahrhundert noch schreibbar ist. In anderen Ländern werde sie nicht oder jedenfalls nicht so gestellt, sondern diese Kategorie der Geschichtsschreibung «einfach bedient». Ein rascher Blick auf Deutschland zeigt, dass dort die Nationalgeschichte tatsächlich ohne grössere Bedenken

und mit erheblichem Ausstoss betrieben wird. Die Wiedervereinigung 1990 dürfte das Deutungsbedürfnis und die Nachfrage deutlich verstärkt haben: von der *Propyläen-Geschichte Deutschlands* und dem *Neuen Gebhardt* über Bücher mit dem Titel «Deutsche Geschichte» bei Reclam, Metzler und der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft zu Überblicksdarstellungen von grösseren Teilepochen etwa bei Beck oder Kohlhammer. In Frankreich ist der Suchertrag etwas weniger üppig, doch gibt es in den letzten 15 Jahren einige Bücher mit dem Titel *Histoire de France* oder gar *Nouvelle histoire de la France* von Jacques Marseille (1999). Karl Vocelka hat für ein breiteres Publikum eine *Geschichte Österreichs* vorgelegt (2000), und 2002/3 ist eine dreizehnbändige, von Herwig Wolfram herausgegebene *Österreichische Geschichte* in Handbuchform abgeschlossen worden, die von der Römerzeit bis in die Gegenwart führt.

Gleichwohl hat Kreis nicht ganz recht, wenn er suggeriert, dass die Nationalgeschichte im Ausland unhinterfragt geblieben sei und nur die selbstzweifelnden Schweizer sich Gedanken über ihren Sinn und Unsinn machen. Konrad Jarausch hat mit einem Fokus auf Deutschland, aber ganz allgemein von der «Erschöpfung nationaler historischer Grosserklärungen», der «master narratives», gesprochen¹. Das Jahr 1989 steht bei ihm symbolisch für einen vielfältigen Prozess, auch wenn Francis Fukuyamas Prophezeiung sich wenig überraschend als voreilig erwies, dass die Geschichte an ein Ende gekommen sei². Dies hätte natürlich auch ein Ende der Nationalgeschichte bedeutet, und dazu ist es nicht gekommen. Gleichwohl haben sich seit dem Ende des Kalten Krieges wichtige historiographische Parameter verändert.

1. Auf der einen Seite wird die Globalisierung als Prozess wahrgenommen, der die Grenzen nationalstaatlicher Macht und Ordnung klar vor Augen führt, aber auch in einer Kontinuität steht, die bis zu Kolumbus, ja zu den Kreuzzügen oder gar zu Alexander zurückgeführt werden kann – also lange vor dem Zeitalter der Nationalstaaten eingesetzt hat und diese damit als ephemeres Phänomen erscheinen lässt.

2. Der Supranationalismus vor allem in der EU führt, gerade wegen des oft beklagten Demokratiedefizits, zur Suche nach übernationalen,

1 Konrad H. Jarausch, «Rückkehr zur Nationalgeschichte? Antworten auf die Krise der nationalen Meistererzählungen», in: Christina Jostkleigrewe, Christian Klein, Kathrin Prietzel, Peter F. Saeverin, Holger Südkamp (Hg.), *Geschichtsbilder. Konstruktion – Reflexion – Transformation*, Köln/Weimar/Wien 2005, S. 259–280, hier S. 259; vgl. auch ders., «Die Krise der nationalen Meistererzählungen. Ein Plädoyer für plurale, interdependente Narrative», in: ders., Martin Sabrow (Hg.), *Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945*, Göttingen 2002, S. 140–162.

2 Francis Fukuyama, *Das Ende der Geschichte. Wo stehen wir?*, München 1992.

gesamteuropäischen Geschichtsnarrativen, die legitimatorisch wirken können; dabei kommt dem Holocaust als gesamteuropäischer, transnationaler Ursünde eine zentrale Rolle zu.

3. Derselbe europäische Supranationalismus, damit auch die Entwertung des je einzelnen Staatsvolks, hat in der eher zufälligen zeitlichen Verbindung mit der amerikanischen Hegemonie und einem gewachsenen Sensorium für künftige mögliche – chinesische, russische – plurinationale Grossreiche das Augenmerk vom Nationalstaat weg auf das altbekannte, aber lange für überlebt angesehene historische Phänomen «Imperium» gelenkt³.

4. Gleichsam auf der anderen, internen und kleineren Seite der politischen Ordnung zeigen sich die Schwierigkeiten des mehr oder weniger zentralistischen Nationalstaats mit seinen internen Fliehkräften – von unschuldigen Regionalismen mit ihren Verkehrsverbänden und Lokalradiosendern über Autonomiebewegungen bis hin zum Terrorismus und zum Zerfall von Staaten in Kleingebiete, die von Warlords beherrscht werden.

5. Neben den wirtschaftlichen und politischen Veränderungen hat auch die postmoderne Kritik allen Meistererzählungen zugesetzt: dem Nationalstaat als Telos der Geschichte ebenso wie der Modernisierung oder den Klassenkämpfen als ihrem Motor. Die konkurrierenden Narrative des Kalten Krieges: politische Ereignisgeschichte, historische Sozialwissenschaft und Marxismus haben alle an Erklärungskraft verloren. Die Trendsetter erfassen historisches Handeln unter oder jenseits der Ebene der Nation als Kultur-, Mikro- und Alltagsgeschichte, *Gender History*, Geschichte von Minderheiten oder *Global History* als transkulturelle Verflechtungen in überschaubaren Handlungszusammenhängen («entangled history»)⁴.

Wie sieht vor diesem Hintergrund die Situation in der Schweiz aus? Auch, ja gerade hier haben der Fall der Mauer und die Umbrüche nach 1989 eine schwierige Umorientierung mit sich gebracht: Die Säulen der nationalen Selbstbeschreibung (wie Freiheitswille, Souveränität, Neutralität, direkte Demokratie) müssen in neuen, globalen Zusammenhängen und jenseits etablierter Feindbilder begründet und erklärt werden. Diese Aufgabe richtet sich nicht zuletzt an die Geschichtsschrei-

3 Vgl. Herfried Münkler, *Imperien. Die Logik der Weltherrschaft – vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten*, Berlin 2005.

4 Sebastian Conrad, Shalini Randeria, «Einleitung. Geteilte Geschichten – Europa in einer postkolonialen Welt», in: dies. (Hg.): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. Main 2002, S. 9–49.

bung, die sich wie anderswo oft auch darauf kapriziert hatte, den «Sonderfall» zu erfassen⁵. Für die Eidgenossenschaft und das schweizerische Zusammengehörigkeitsgefühl seit ihren Anfängen hat die Historiographie beziehungsweise – in einem unvermeidlichen Spannungsverhältnis dazu – das «kulturelle Gedächtnis» stets eine zentrale Rolle gespielt⁶. Andere mögliche Referenzpunkte fehlten: Es gab nie eine schweizerische Dynastie, keine Machtzentrale wie Paris/Versailles oder Wien, keine gemeinsame Sprache, vor 1848 kein dauerhaft vereinheitlichtes Recht, vor allem auch keine gemeinsame Konfession. Gleichsam das Korrektiv zu all diesen Lücken ist, mit implizitem Bezug auf Ernest Renan, die Rede von der «Willensnation»⁷. Sprache oder Religion erzeugen im alltäglichen unmittelbaren Kontakt das Gefühl von Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit. Die Willensnation dagegen muss ihren Angehörigen historiographisch vor Augen geführt werden, zumal die Vielfalt der Willen und die internen Spannungen unter Schweizern fast immer viel offensichtlicher sind und waren als eine dahinter versteckte *volonté générale*.

So betrachtet war in der Schweiz mehr noch als anderswo die Geschichtsschreibung nicht ein Begleitphänomen der nationalstaatlichen Integration, sondern ihre Voraussetzung. Dies gilt nicht erst für die nationalliberale, zürcherisch-ostschweizerische Geschichtsschreibung (Oechsli, Dierauer, Dändliker), die im späten 19. Jahrhundert im Zeichen von Freiheit und Demokratie eine Synthese mit den katholisch-sonderbündischen Traditionen der Urkantone erreichte⁸. Gerade bei der bikonfessionellen Kooperation reichen die Wurzeln der Nationalgeschichte in das 16. Jahrhundert zurück, als etwa der Glarner Katholik Aegidius Tschudi und der Zürcher Reformatorenkreis um Heinrich Bullinger einen Kanon der eidgenössischen Helden und Taten schufen. Im internationalen Vergleich hatte es die Schweiz relativ leicht, diesen

⁵ Vgl. auch Irène Herrmann, «Normaliser l'exception. Les développements historiographiques en Suisse depuis la chute du mur de Berlin», in: *Les usages du passé dans la construction nationale (Transitions, Bd. 44/2)*, S. 139–153.

⁶ Vgl. hierzu allgemein etwa Aleida Assmann, *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München 2006, S. 21–61, mit Verweisen auf die einschlägige Forschungsliteratur; für das nicht ganz analoge Spannungsverhältnis von «histoire» und «mémoire» Pierre Nora, «Entre Mémoire et Histoire», in: ders., *Les lieux de mémoire*, Edition «Quarto», Bd. 1, Paris 1997, S. 23–43.

⁷ Ernest Renan, *Qu'est-ce qu'une nation? et autres essais politiques*, hg. von Joël Roman, Paris 1992, S. 50: «Il y a dans l'homme quelque chose de supérieur à la langue: c'est la volonté. La volonté de la Suisse d'être unie, malgré la variété de ses idiomes, est un fait bien plus important qu'une similitude souvent obtenue par des vexations.»

⁸ Sascha Buchbinder, *Der Wille zur Geschichte. Schweizerische Nationalgeschichte um 1900. Die Werke von Wilhelm Oechsli, Johannes Dierauer und Karl Dändliker*, Zürich 2002.

Kanon in eine Nationalgeschichte zu überführen: Das dynastische Element fehlte schon früh, der Akteur war von jeher das «Volk» der Eidgenossen und es gab bei allen notwendigen Differenzierungen eine ganz aussergewöhnliche territoriale Kontinuität seit den Jahren um 1500.

Gleichwohl erfolgte die Kanonisierung zumeist kontrovers, und die Heldenfiguren blieben unterschiedlich besetzbar. Bruder Klaus sah bei den Katholiken anders aus als bei den Reformierten⁹. Dasselbe galt für Tell je nachdem, ob ihn die aufständischen Bauern von 1653 beanspruchten, städtische Patrizier in ihm den Verteidiger der Unabhängigkeit sahen (so auf dem Zürcher Rathaus von 1698), Samuel Henzi ihn die mittelalterlichen Partizipationsrechte der Bürgerschaft verteidigen liess oder die Revolutionäre ihn zum Symbol der Helvetischen Republik erkoren. Und ebenso berief sich Robert Grimm auf ein anderes bundesstaatliches Erbe von 1848 als etwa Eduard Fueter. Die grossen Nationalgeschichten noch des 20. Jahrhunderts entstanden also als Resultat von geschichtspolitischen Auseinandersetzungen, die uns fremd geworden sind: Liberale gegen Konservative, Reformierte gegen Katholiken, Sozialisten gegen Kapitalisten. Entsprechend fehlen für die akademische – im Unterschied zu der unten behandelten politischen – Geschichtsbetrachtung heute die Generallinien, die damals solche Narrative strukturierten, namentlich der Kampf um Freiheit und Demokratie, der gerade wegen der vielfältigen Verwendbarkeit dieser beiden Wörter ein so anregendes Leitmotiv für die schweizerische Historiographie war.

Das ist allerdings nicht der einzige Grund dafür, dass in den letzten Jahrzehnten Gesamtdarstellungen der Schweizer Geschichte rar geworden sind¹⁰. Das *Handbuch der Schweizer Geschichte* von 1970 ist weiterhin grundlegend, ebenso die *Geschichte der Schweiz und der Schweizer* von 1983. Beide sind Sammelwerke von mehreren Autoren und in verschiedener Hinsicht überholt, nicht nur durch neuere Detailforschungen, sondern in der herkömmlichen Ausrichtung auf Ereignis-, Verfassungs- und Hochkulturgeschichte das erste, in seiner zwischen Konventionalität und Experimentiergeist schwankender Übernahme der «histoire totale» im Gefolge der *Annales* das andere. Als Mono-

⁹ Robert Durrer (Hg.), *Bruder Klaus. Die ältesten Quellen über den seligen Nikolaus von Flüe, sein Leben und seinen Einfluss*, 3 Bde., Sarnen 1917–1921; vgl. Marc Comina, «Histoire et belles histoires de la Suisse. Guillaume Tell, Nicolas de Flüe et les autres, des Chroniques au cinéma» (*Itinera*, 9, 1989), S. 1–24.

¹⁰ Vgl. hierzu auch Georg Kreis, «Die neuere 'Schweizergeschichte' neu schreiben? Zur Mutation und Transformation des nationalen Geschichtsbildes», in: ders., *Vorgeschichte zur Gegenwart. Ausgewählte Aufsätze*, Bd. 1, Basel 2003, S. 283–297.

graphien aus einer Hand haben Peter Stadlers eher verunglückte *Epochen der Schweizer Geschichte* Ulrich Im Hof's 2007 erneut aufgelegte Überblicksdarstellung aus den 1970er Jahren noch nicht ablösen können, ebenso wenig populärere Darstellungen wie *Die Schweiz in der Geschichte* von Georg Kreis und Werner Meyer (1995/97). Die *Kleine Geschichte der Schweiz* einer Autorengruppe um Manfred Hettling hatte diesen umfassenden Anspruch trotz ihrem missverständlichen Titel gar nicht.

In der französischen und der italienischen Schweiz gibt es kaum mehr zu vermelden. Emilio Papa, ein Professor für Zeitgeschichte in Bergamo, hat 2004 seine informative, aber eher konventionelle *Storia della Svizzera* (ursprünglich 1993) in zweiter Auflage vorgelegt. Georges Andreys *Histoire suisse pour les nuls* (2007) vermittelt mehr (an Details und auch an unerwarteten Anekdoten), als der unfreundliche Titel verspricht, hat allerdings in ihrer konzeptionellen Unbekümmertheit und partiellen Vernachlässigung des Forschungsstands höhere Erwartungen enttäuscht¹¹. Jean-Jacques Bouquets *Que sais-je?*-Bändchen ist ebenfalls 2007 bereits in sechster Auflage erschienen, mit einer Höhe von 18 000 Exemplaren. Joëlle Kuntz hat 2006 mit einer beschwingten *L'histoire de la Suisse en un clin d'œil* Aufsehen erregt. Sie will das Land erklären, ohne in die Tiefe zu gehen. Ihr Fokus auf die Städte bleibt stark in der Romandie verhaftet und kommt auch ohne deutschsprachige Literatur aus. In derselben Dimension von knappen Überblicken bewegt sich Volker Reinhardts *Geschichte der Schweiz* in der Reihe Beck-Wissen, nach Reinhardts eigenem Verständnis «als eine Art Basisbüchlein dessen, was Studierende über die Alte Eidgenossenschaft wissen sollten, auf dem Gymnasium aber nicht mehr vermittelt bekommen»¹². Zu diesen knappen Entwürfen, die alle ohne Fussnoten und mit wenigen Literaturangaben auskommen, zählt schliesslich auch die Arbeit Dieter Fahrnis, dessen bereits 1982 verfasster Überblick – da von *Pro Helvetia* in die wichtigsten Fremdsprachen übersetzt und mehrfach aufgelegt, zuletzt in 9. Auflage 2002 – vor allem für die Aussenwahrnehmung der Schweizer Geschichte wichtig sein dürfte¹³.

11 Vgl. Marchals Kritik in diesem Heft sowie Charles Heimbergs Rezension für *Le Courrier*, <http://www.lecourrier.ch/index.php?name=NewsPaper&file=article&sid=437869> [21. 10. 2008]. Heimberg moniert zu Recht u. a. eklatante Lücken bei der Behandlung des Zweiten Weltkriegs bzw. der Rezeption des Bergier-Berichts.

12 Vgl. zu diesen neueren Werken auch die detaillierteren Kritiken von Kreis und Marchal in diesem Heft.

13 Dieter Fahrni, *Schweizer Geschichte. Ein historischer Abriss von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Zürich 2002; der Teil über die Gegenwart wurde von Markus Furrer verfasst.

Interessanterweise ist es ein Schulbuch, *Die Schweiz und ihre Geschichte* von 1998, das im Moment den besten Überblick über den Stoff gibt, facettenreich und doch, trotz insgesamt sechs Autoren, kohärent in der Stoffbehandlung. Da verständlich geschrieben, erreicht der Band hoffentlich nicht nur die Lehrer, sondern tatsächlich auch die Gymnasialisten selbst¹⁴. Es ist generell wohl bezeichnend, dass sich die erwähnten neueren Texte an Schülern und an einem breiteren Publikum orientieren¹⁵. In der Wissenschaft selbst hat man sich in den vergangenen zwanzig Jahren dagegen vor allem für den konstruktiven Charakter von Nation und Nationalgeschichte interessiert und deshalb in zahlreichen Arbeiten deren essentialistischen Deutungen dekonstruiert¹⁶.

In letzter Zeit ist jedoch ein klar artikuliertes Interesse von Buchverlagen an einer neuen «Geschichte der Schweiz» spürbar, das mit der skizzierten, an fundierten Neuansätzen insgesamt bescheidenen Ausbeute kontrastiert. Der Schreibende ist diesbezüglich in den vergangenen Jahren von nicht weniger als fünf Verlagen als möglicher (Mit-)Verfasser angefragt worden. Ein grösseres Projekt für eine *Neue Schweizer Geschichte* wird unter der Leitung von Georg Kreis gegenwärtig erarbeitet und in diesem Heft auch vorgestellt. Die erwähnten Werke etwa von Kuntz und Reinhardt haben sich ähnlich wie andere jüngere Werke zur Schweizergeschichte – so Roger Sabloniers *Gründungszeit ohne Eidgenossen* von 2008¹⁷ – als Verkaufserfolge erwiesen und motivieren entsprechend die Verlage. Ausserdem nähert sich ein Jahrhundertwerk dem Abschluss, das gedruckt wie digital im Internet einsehbar als «Gedächtnis der Schweiz» für jede Beschäftigung mit dem Thema komprimierte Informationen auf dem – inhaltlich wie methodisch – aktuellen Stand liefert: das dreisprachige *Historische Lexikon der Schweiz* (HLS), dessen siebter Band im Herbst 2008 erschienen ist und das 2014 vollständig in dreizehn Bänden vorliegen soll. Gerade die minutiöse, aber nicht als zusammenhängende Darstellung gedachte Auf-

14 Die Autoren sind Pierre Felder, Helmut Meyer, Claudius Sieber-Lehmann, Heinrich Staehelin, Walter Steinböck und Jean-Claude Wacker.

15 Allerdings vermerkt Furrer in diesem Heft, dass auch bei Schulbüchern insgesamt die Schweizergeschichte stark an Bedeutung verloren hat.

16 So etwa Guy P. Marchal, Aram Mattioli (Hg.), *Erfundene Schweiz. Konstruktionen nationaler Identität*, Zürich 1992; Urs Altermatt, Catherine Bosshart-Pfluger, Albert Tanner (Hg.), *Die Konstruktion einer Nation. Nation und Nationalisierung in der Schweiz, 18.–20. Jahrhundert (Die Schweiz 1798–1998: Staat – Gesellschaft – Politik, Bd. 4)*, Zürich 1998; *Die Erfindung der Schweiz 1848–1998. Bildentwürfe einer Nation; Sonderausstellung im Schweizerischen Landesmuseum*, Zürich 1998; Oliver Zimmer, *A Contested Nation. History, Memory and Nationalism in Switzerland, 1761–1891*, Cambridge 2003; Guy P. Marchal, *Schweizer Gebrauchsgeschichte. Geschichtsbilder, Mythenbildung und nationale Identität*, Basel 2006; vgl. auch Marchals Beitrag in diesem Heft.

17 Vgl. den Beitrag von Sablonier in diesem Heft.

arbeitung des Geschichtsstoffs in Lexikonform dürfte die Nachfrage nach einem neuen Überblickswerk und auch die Schreiblust der zumeist als Beiträger am HLS beteiligten schweizergeschichtlichen Historiker geweckt haben.

Das *Historische Lexikon* ist zugleich die Schnittstelle zwischen der nationalen Geschichte und der Lokal- und Kantonsgeschichte. Letztere hat in den vergangenen 25 Jahren einen eigentlichen Boom erlebt¹⁸. Die Produktion von oft mehrbändigen, methodisch innovativen, aufwendig erarbeiteten und illustrierten Kantonalgeschichten erlaubt es, dass man diesbezüglich von einem eigentlichen interkantonalen Wettbewerb sprechen kann. Georg Kreis weist darauf hin, dass die Kantonsgeschichten in diesem Wettbewerb «eine solide Auftraggeber- und Trägerschaft» haben: Sie sind eine direktdemokratisch und/oder durch Kantonsparlamente leichter zu legitimierende Form der Identitätsstiftung als die Nationalgeschichte, da sie sich auf die vertraute, regionale Ebene beziehen. Dagegen würde in einem föderalistischen Land grosse Skepsis herrschen, wenn Bundesrat oder Bundesparlament sich zu Inspiratoren oder Trägern einer Nationalgeschichte berufen fühlten¹⁹.

Bei der Erklärung des Phänomens Kantonsgeschichte gilt es aber ausserdem auch eine innerwissenschaftliche Dynamik zu berücksichtigen. Die neuen Kantonsgeschichten lösten eine ähnliche Reihe von älteren, vor allem politikgeschichtlichen Monographien aus der Jahrhundertmitte ab und waren oft vom *Annales*-Paradigma geprägt, also dem Versuch einer «histoire totale» mit sozial-, wirtschafts- und mentalitätsgeschichtlichem Fokus – ganz ähnlich den französischen Regionalgeschichten der 60er und 70er Jahre aus der *Annales*-Schule. In gewisser Hinsicht setzten die Kantonsgeschichten also dort ein, wo die *Geschichte der Schweiz – und der Schweizer* scheitern musste, weil der politische Bezugsrahmen «Eidgenossenschaft» nicht geeignet war für die neuartigen Fragestellungen etwa der seriellen Wirtschafts-, Sozial- oder Mentalitätsgeschichte. Während der Bundesstaat von 1848 ein relativ junges Phänomen darstellt, haben die Kantone ebenso wie die historischen Regionen in Frankreich den Vorteil der historischen

18 Vgl. auch das Themenheft «Kantonsgeschichte», *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, 43 (1993).

19 Vgl. den Beitrag von Kreis in diesem Band. Ergänzt werden kann, dass Kreis aus eigener Erfahrung auch den – Basler – Fall kennt, wo die kantonale Finanzschatulle nach einem Referendum nicht geöffnet wurde und ein stark redimensioniertes Projekt mit privater Trägerschaft durchgeführt werden musste, vgl. Georg Kreis, «Das Projekt 'Neue Basler Geschichte'», in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, 43 (1993), S. 573–593, sowie ders., Beat von Wartburg (Hg.), *Basel. Geschichte einer städtischen Gesellschaft*, Basel 2000.

Kontinuität in der «longue durée». Die im Gefolge Fernand Braudels programmatisch zu vernachlässigende Politikgeschichte liess sich tatsächlich in den Kantonen besser hintanstellen als auf nationaler Ebene, wo bei einer nüchternen Betrachtungsweise ja gerade die Politik das langfristig Verbindende darstellen muss und daneben wenig partikular «Schweizerisches» übrigbleibt (sofern man es nicht in alter Tradition konstruiert). Zudem erlaubten die überschaubaren Fragestellungen und Quellenbestände in den kantonalen Staatsarchiven relevante Mikrostudien oder aufwendige, aber zu bewältigende serielle Auswertungen, was alles auf gesamtschweizerischer Ebene viel zufälliger und willkürlicher hätte bleiben müssen.

So erhielten die Kantonsgeschichten nicht nur eine beträchtliche emotionale Nähe zu den an regionaler Identität interessierten Lesern, sondern zugleich ein hohes Mass an «Wissenschaftlichkeit», die sich mit Bemühungen im Ausland messen konnte. Schweizer Historiker fanden mit lokalen und regionalen Themen den Anschluss an eine internationale Forschung, die nicht an helvetischen Eigenheiten, wohl aber an «case studies» in Bereichen interessiert war, wo eine vergleichsweise sehr gute Überlieferungslage ohne nennenswerte Kriegsverluste grundsätzliche Erkenntnisse versprach: Mittelalterarchäologie, Demographie, Adel, Bauern und ländliche Revolten, Unterschichten, Glaubenspraxis, Jurisdiktion und Sozialdisziplinierung, Protoindustrialisierung, Frauenalltag, Geschlechterverhältnisse, Vereine und Massenorganisationen, Eliten und Verwaltung.

Die hier nur angedeutete Fülle von alltagsgeschichtlichen Themen spricht ein lokal verankertes Publikum an und weckte Betroffenheit, ohne übergreifende Fragen nach Gut und Böse, nach richtigem und falschem Handeln in der Vergangenheit zu provozieren – eine Richterpose, die man sich in der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung im Allgemeinen auch besser erspart. Mit diesem naheliegenden Verzicht darauf, auf der kantonalen Ebene sinnstiftend und integratorisch zu wirken, blieben der Kantonsgeschichte auch die Vorwürfe erspart, die gemeinhin an die Nationalgeschichte als Mitbegründerin des Nationalstaats gerichtet wurden, der als Quelle von Weltkriegen, von kolonialer Ausbeutung und des europäischen Machtverlusts in den Nachkriegsjahrzehnten diskreditiert wurde. Entsprechend problematisch erscheinen heute die nationalen Meistererzählungen nicht nur wegen dieser Fehlentwicklungen des Nationalstaats, sondern weil sie auch auf narrative Strukturen zurückgreifen, die nur bedingt als wissenschaftlich gelten können:

– langfristige Entwicklungsprognosen

- Reduktion komplexer Zusammenhänge auf einfache Grundmuster
- dramatische Darstellung
- Brückenfunktion zwischen Forschung und populären Geschichtsbildern
- ideologische Botschaft mit konkreten Handlungsanweisungen
- kollektive Identitätsbildung durch emotionale Appelle²⁰.

Dies sind die Elemente einer «Identitätsgeschichte», wie sie Eric Hobsbawm warnend genannt hat, weil sie Inklusion um den Preis der oft blutigen Exklusion mit sich brachte und bringt. So unattraktiv diese Implikationen ihm und wohl allgemein den meisten gegenwärtigen Historikern im Westen erscheinen, so macht Hobsbawm doch zugleich deutlich, dass sich wissenschaftliche Geschichtsschreibung von ihnen nicht einfach lossagen kann: «Ob es ihnen gefällt oder nicht, akademische Historiker produzieren den Rohstoff für den Gebrauch oder Missbrauch der Nichthistoriker.»²¹ Auch in einem Zeitalter, da Nationalgeschichte unter Historikern wenig beliebt ist, wird sie durchaus nachgefragt, und es gibt auch Anbieter für Nationalgeschichte, wie Konrad Jarausch festhält: «Die scharfen Kontroversen um eine öffentliche Erinnerungskultur und den Inhalt von Schulbüchern zeigen keinesfalls eine postmoderne Beliebigkeit, sondern ein Verlangen nach gesellschaftlicher Sinnhaftigkeit von gemeinsamem Erleben.»²²

Die Schweiz hat solche Kontroversen unlängst erlebt, als es um die Deutung der Weltkriegsjahre ging²³. Nicht nur wurden die Berichte der so genannten Bergier-Kommission heftig angefeindet, auch die Umsetzung der neuen Betrachtungsweisen in ein Schulbuch war so heikel, dass im Kanton Zürich eigens dafür ein auch nach politischen Kriterien zusammengesetztes Begleitgremium geschaffen wurde²⁴. Die sogenannte Aktivdienstgeneration war durch Alt-Ständerat Franz Muheim (Uri) vertreten, der in der Weltkriegsdebatte «Linksintellektuelle, Geschichtspolitiker und Gesellschaftsveränderer» einer «Kulturrevolution» verdächtigt hatte, weil diese «mit dem Getue, man sei im Besitz der

20 Allan Megill, «'Grand Narrative' and the Discipline of History», in: Frank Ankersmit, Hans Kellner (Hg.), *A New Philosophy of History*, Chicago 1995, S. 151–173, 263–271.

21 Eric Hobsbawm, «Identitätsgeschichte ist nicht genug», in: ders., *Wie viel Geschichte braucht die Zukunft?*, Wien/München 1998, S. 337f.

22 Jarausch, «Rückkehr» (Anm. 1), S. 270.

23 Thomas Maissen, *Ververgerte Erinnerung. Nachrichtenlose Vermögen und die Schweizer Weltkriegsdebatte 1989–2004*, Zürich 2005.

24 Barbara Bonhage, Peter Gautschi, Jan Hodel, Gregor Spuhler, *Hinschauen und Nachfragen. Die Schweiz und die Zeit des Nationalsozialismus im Licht aktueller Fragen*, Zürich 2006.

vollen historischen Wahrheit», einen «Aufstand gegen die Schweizergeschichte» geprobt hätten²⁵. Das Schulbuch *Hinschauen und Nachfragen*, das aus diesem Prozess hervorging, erhielt von einer internationalen Jury den *Worlddidac Award 2006*. Gleichwohl fragte die SVP-Fraktion des Kantons St. Gallen und – ähnlich – von Zürich nach Erscheinen des Werkes an, ob die Regierung die Auffassung teile, «dass jede eindimensionale oder gar staatlich vermittelte Geschichtsschreibung abzulehnen sei und ob sie bereit sei, sich von dieser 'politisch stark gefärbten, einseitigen Geschichtsschreibung' zu distanzieren». Die Kantonsregierungen beantworteten solche Anfragen mit dem Hinweis darauf, dass Schulen gerade durch Bücher wie das beanstandete die Pluralität von Geschichtsbildern vermitteln müssten, da es «keine völlig objektive, wertneutrale Geschichtsschreibung» geben könne. Zudem klärten sie die Petitionäre darüber auf, dass die «systematische und präventive Erhebung oder Überwachung der weltanschaulichen Ansichten der Angestellten der Verwaltung und der Lehrpersonen», wie sie die SVP mit ihren Fragen zur politischen Grundhaltung von Autorenteam und Bildungsdirektion nahegelegt hatte, «einem Eingriff in den Kerngehalt der persönlichen Freiheit» gleichkomme und verfassungswidrig wäre²⁶.

Es ist für eine politische Partei vollauf legitim, wenn sie, wie die SVP, ihr Geschichtsbild lauthals verkündet und darauf drängt, dass es in Schulen, Medien und Öffentlichkeit präsent sei. Doch gerade deswegen sind die anderen Parteien gefordert, das (national-)historische Feld nicht den Rechtskonservativen allein zu überlassen, so dass historische Argumente etwa in der Ausländerpolitik oder in der Frage der europäischen Integration nur von einer Seite verwendet werden. Die politischen Konkurrenten der SVP scheinen sich für Nationalgeschichte jedenfalls kaum zu interessieren. Das mag am skizzierten Vorbehalt der professionellen Historiographie liegen, dass ihnen die verallgemeinernden Masternarrative allzu undifferenziert sind. Allerdings ändert dies nichts daran, dass die Berufung auf die kollektive Vergangenheit ein wichtiges Mittel der politischen Debatte und Zukunftsplanung darstellt.

25 Franz Muheim, *Die Schweiz – Aufstieg oder Niedergang. Entscheidung an der Jahrhundertwende*, Schaffhausen 1999, S. 32, 99.

26 Kantonsrat St. Gallen, Einfache Anfrage SVP-Fraktion vom 3. April 2006, Oberstufen-Geschichtslehrmittel «Hinschauen und Nachfragen», <https://www.ratsinfo.sg.ch/t/kantonsrat.Document.5D16F77A-0DAE-46EB-AFCB-5E61A1B5B845.html> [22. 10. 2008]; Auszug aus dem Protokoll des Regierungsrates des Kantons Zürich, Sitzung vom 3. Mai 2006, 648. Interpellation (Gewährleistung der politischen Ausgewogenheit der Arbeit der Bildungsdirektion), <http://www.kantonsrat.zh.ch/Dokumente/Gesch%E4fte/2006/R06065.pdf> [22. 10. 2008].

Wer hier politisch nicht präsent ist oder vielmehr das Geschäft vermeintlichen Experten – etwa der Unabhängigen Expertenkommission (UEK) unter Jean-François Bergier – überlässt, der verkennt die Bedeutung und den Charakter von Geschichtsbildern und kollektivem Gedächtnis. In einer liberalen Gesellschaft sind sie Produkte des politischen Streits, nicht (nur) der akademischen Debatte.

Dieser Tatsache müssen sich aber auch die Historiker bewusst sein: Die exklusive Ausrichtung auf Wissenschaftlichkeit und damit auch auf Anerkennung in der internationalen *Scientific Community* hat einen – innenpolitischen – Preis: den Verzicht darauf, bei der Nutzung der eigenen Arbeiten korrigierend mitzureden. Wissenschaftliche Ergebnisse, aber auch viel anderes, fließen in den «bricolage»²⁷ der nationalen Identität ein – ob es uns gefällt oder nicht, wie Hobsbawm festgehalten hat.²⁸ Über den nationalgeschichtlichen Gebrauch von historischer Forschung entscheiden also nicht (nur) die jeweiligen Wissenschaftler, sondern die interessierten Nichthistoriker. Methodische Vorbehalte gegen das Genus Nationalgeschichte und vornehme Zurückhaltung vor den Niederungen der Politik bewahren nicht davor, in solche Kontexte hineingezogen zu werden.

Wie das Beispiel gezeigt hat, ist der Schulstoff der Gegenstand, an dem die öffentlichen Debatten am vehementesten ausgefochten werden. Lehrpläne ändern sich, und das hat schon vor langer Zeit dazu geführt, dass die Schweizergeschichte in der Schule nicht mehr die Bedeutung, vor allem aber auch nicht die Schwerpunkte hatte wie vor einigen Generationen. Das ist nicht tragisch, vielmehr eher eine Voraussetzung für interkulturelle Kompetenz. Das Schulbuch des Schreibenden stammte in den 1970er Jahren aus dem Stuttgarter Klett-Verlag und war generell auf Westeuropa ausgerichtet. Die Schweizer Geschichte war in einem Anhang von wenigen Seiten untergebracht, die der Lehrer vor allem im heiklen 20. Jahrhundert kaum behandelte²⁸. Die Schüler bedauerten diesen Verzicht kaum, der mehr Raum für vermeintlich spannendere Fragen liess.

Problematisch wird es allerdings dann, wenn Lehrer oder eben auch Wissenschaftler auf veraltete Nationalgeschichte verzichten und das Feld ersatzlos räumen für diejenigen, die diese veraltete Nationalgeschichte neu aufgebraut anbieten, um das generell vorhandene Bedürfnis nach historischer Orientierung zu befriedigen. Diesem Orientie-

27 Hierzu Guy P. Marchal, «Das 'Schweizeralpenland': eine imagologische Bastellei», in: ders., Mattioli, *Erfundene Schweiz* (Anm. 16), S. 37–49, hier S. 37–39.

28 Es scheint sich hierbei um eine generelle Tendenz gehandelt zu haben, vgl. den Beitrag von Furrer in diesem Heft.

rungsbedürfnis ist wenig gedient, wenn der Geschichtsunterricht in der Schule auf farbige Impressionen einer fragmentierten Vielfalt reduziert wird, ohne dass übergreifende Fragen wie Demokratie, Neutralität, Föderalismus oder Intoleranz mit einer schweizergeschichtlichen Dimension erörtert werden. Ebenso problematisch ist es, wenn die Geschichtswissenschaft in einer hermetischen sozialwissenschaftlichen Sprache gefangen bleibt und sich dem populären Geschichtsinteresse verweigert, auch wenn dieses – wie erwähnt – Reduktion komplexer Zusammenhänge auf einfache dramatisch dargestellte Grundmuster mit entsprechenden Handlungsanweisungen wünscht. Hier sind durchaus Kompromisse zwischen wissenschaftlicher Seriosität und Lesbarkeit für ein breiteres Publikum denkbar.

Wie können nationalgeschichtliche Alternativen aussehen, die diese Vorbehalte mitbedenken²⁹? Wie könnte Schweizergeschichte heute geschrieben werden, einerseits ohne anachronistischen, essentialistischen Kontinuitätsannahmen zu unterliegen, andererseits aber auch ohne die mindestens ins 15. Jahrhundert zurückreichenden Kontinuitäten bei der diskursiven Schöpfung der Schweiz auszublenden? Dazu drei Überlegungen:

1. Nationalgeschichte wird herkömmlich als determinierte Entfaltung der Nation in ihren Anfechtungen und Triumphen geschrieben. Eine Abkehr von dieser Teleologie impliziert einen Blick für historische Parallelen und Alternativen, die sich politischen Gemeinschaften zu verschiedenen Zeiten geboten haben und die es verunmöglichen, die historische Entwicklung als geradlinig zu beschreiben. Solche Optionen kann man, durch Abkehr von der Exklusivität des Sonderfalls, im Vergleich mit anderen politischen Gemeinschaften durchdenken, wobei diese Alternativwege nicht als kontinuierlich zu verstehen sind. Einige Beispiele liegen auf der Hand: für das Mittelalter die Eidgenossenschaft im alpinen Dauphiné oder der bäuerlich-genossenschaftlich geprägte Bund im norddeutschen Dithmarschen, vor allem aber die Städtebünde Schwabens oder der Hanse; für die Frühe Neuzeit periphere Reichsterritorien, die im völkerrechtlichen Sinn souverän wurden (Niederlande) oder ihre Autonomie verloren (Böhmen); der unterschiedlich erfolgreiche Weg der Neutralität, Venedig im 18. Jahrhundert, Belgien 1914, die Niederlande oder Schweden 1939; im heutigen Norwegen das Verhältnis zum EWR. Historische Vergleiche erlauben es nicht, allgemeine Regeln zu entwerfen. Aber sie schärfen den Blick für das, was an einem konkreten historischen Fall wirklich exklusiv ist oder allgemeinen Entwicklungen entspricht. Dank Vergleichen entsteht Landesgeschichte als Sonderfall unter Sonderfällen im historisch vorgegebenen Rahmen, nämlich in Europa, und nicht aus politischer Opportunität: gegen Europa³⁰.

29 Vgl. hierzu auch Georg Kreis, «Schweizergeschichte nur als Nationalgeschichte? Wie aus dem Käfig der nationalen Historiographie ausbrechen?», in: ders., *Vorgeschichten* (Anm. 10), S. 373–392.

30 Vgl. dazu auch Hans Ulrich Jost, «Pour une histoire européenne de la Suisse», in:

2. Ziel muss eine Nationalgeschichte ohne das Wort «obwohl» sein, das die verschiedenen, in das nationale Narrativ nicht passenden Phänomene unerklärt subsumiert, anstatt sie ernst zu nehmen und zu hinterfragen. Man darf dann keine Sätze mehr schreiben wie: «Obwohl die Schweiz nach 1648 de jure ihre Unabhängigkeit vom Reich erlangt hatte, wurden in manchen Kantonen noch Reichsadler auf die Rathäuser gemalt»; oder: «Obwohl die Schweiz für den Ungeist der Nazis unempfänglich war, liessen sich einzelne Schweizer durch dessen Schmalmeiklänge verführen.» Es macht für Historiker wenig Sinn festzuhalten, dass etwas, was unmöglich sein müsste, doch vorkommt. Stattdessen sollen sie erklären, welche Denk- und Aktionsweisen in einem weiten, aber nicht beliebigen Handlungs- und Deutungsrahmen stimuliert werden können. Wo und wie lange konnten also Reichsadler nicht als Zeichen fremder Herrschaft, sondern als Garanten eigener Freiheit verstanden werden, so dass in Appenzell noch im späten 19. Jahrhundert Hinrichtungen in Gegenwart eines Reichsvogts vollzogen wurden? Welche Elemente der nazistischen Ideologie – wie Antibolschewismus oder Antisemitismus – wurden bei welchen Gruppen in der Schweiz aufgenommen und als genuin schweizerisch verstanden? Die «Schweizergeschichte» – also ein zusammenhängendes Narrativ – muss immer wieder gebrochen werden durch multiperspektivische «Geschichten von Schweizern (und Schweizerinnen)» im doppelten Plural, wie sie Konrad Jarausch als «plurale, interdependente Geschichten» postuliert³¹.

3. So verstanden, ist Nationalgeschichte die Beschreibung des diskursiven Rahmens, in dem vergangenheitsgestützte kollektive Lernprozesse erfolgten und erfolgen. Es gäbe dann keine Nation als Trägerin der historischen Kontinuität, wohl aber selbstreferentielle, konfliktträchtige Kommunikation über Vergangenheiten, mit einem wandelbaren, aber jeweils vorübergehend stabilen Set von sagbaren Themen und Meinungen. Die Kontinuität liegt demnach im regelmässig wiederholten und jeweils modifizierten Bezug auf gemeinsame, als «schweizerisch» bezeichnete Vergangenheiten, also im kulturellen Gedächtnis, das zu einem bestimmten Zeitpunkt ein «nationales Gedächtnis» geworden ist und eines Tages vielleicht wieder ein anderes sein wird, wie es früher ein lokales, ein konfessionelles oder dasjenige einer Sippe war. Eine solche Form der Nationalgeschichte erweist sich auch als offen für die Herausforderungen von «global history», supranationalen, transnationalen oder auch regionalen Historiographien. Sie sind Referenzrahmen und gewissermassen konkurrierende Narrative; doch sie bleiben mit ihren je eigenen Lücken komplementär zu einer Nationalgeschichte, die eine politische Aktionsgemeinschaft historisch verortet, die auch im 21. Jahrhundert noch nicht ausgedient hat.

31 Jarausch, «Krise der Meistererzählungen» (Anm. 1), hier vor allem S. 158–162.

L'histoire nationale suisse est-elle compatible avec la démocratie?

Irène Herrmann

Summary

This article intends to deconstruct the links between national history and democracy in Switzerland. This link was established at the end of the 19th Century, as history both seemed to prove the inherent democratic nature of the Swiss nation and to help confirm this political specificity. During the 20th Century and especially in its second half, some of the cultural consequences of democratization, such as the improvement of education and the intensification of individual self-consciousness, increasingly challenged and confronted the classical narration of Swiss national past. As a result, this traditional narration was less and less taught, and consequently less well known. Paradoxically, this evolution ended with the introduction in Swiss political life of anti-democratic features often allegedly based on national history. However, this last development and the danger it represents for democratic institutions seem precisely to trigger a renewed interest for Swiss national history, of which this article is merely an example.

Depuis plus d'une vingtaine d'années, soit depuis que la primauté du national tend à s'estomper, les historiens s'interrogent toujours plus sur les usages politiques de leur savoir. Cet intérêt s'est tout d'abord concentré sur les régimes autoritaires, tant il est vrai que l'instrumentalisation du passé y est sans doute plus criante qu'ailleurs¹. Les études se sont ainsi multipliées sur cette pratique classique du pouvoir en Allemagne nazie ou en Russie soviétique. Le premier cas a fourni aux chercheurs une

¹ *Les usages politiques du passé*, François Hartog et Jacques Revel (éds), Paris, Editions de l'EHESS, 2001; *Actes, rapports, résumés et présentation des tables rondes. XIX^e Congrès international des Sciences Historiques*, Oslo, 2000, pp. 83–98, 131–136.

Prof. Dr. Irène Herrmann, Histoire contemporaine, Université de Fribourg, 20, avenue de l'Europe, CH-1700 Fribourg. irene.herrmann@usa.net